

»Ich bin ein zorniger alter Jude«

Ein Gespräch mit Yoram Kaniuk

Hanna Müller, Jörg Rensmann und Leo Ginster

Prolog

Am Abend des 20. März 2005 war der israelische Schriftsteller Yoram Kaniuk Gast der Heinrich-Böll-Stiftung und des Goethe-Institutes in Berlin. Bei seinem Auftritt auf den Deutsch-Israelischen-Literaturtagen wurde abermals offensichtlich, daß der Graben zwischen dem deutschen Publikum und dem 1930 in Tel Aviv geborenen Autor kaum tiefer sein kann; was er schon in seinen Reflexionen »Der letzte Berliner«¹ begann, die Infragestellung des besonderen oder mehr noch des besonders guten Verhältnisses zwischen Deutschland und Israel, fand hier seine bittere Bestätigung.

Kaniuk, der nicht zuletzt in seinen Begegnungen mit Günter Grass in den 90er Jahren das Fortwirken des alten Geistes in neuem Gewande realisierte, wußte die Idiosynkrasien des deutschen Publikums zu mildern; er wäre ein so alter Mann und der realen Unmöglichkeit eines deutsch-jüdischen Dialoges so überdrüssig, daß es wohl sein letzter Besuch hier wäre.

Eva Demski, mit ihm auf dem Podium, wollte Kaniuk in die Schranken weisen, als sie erklärte, sie ließe sich von ihm doch nicht den Optimismus verbieten. Sie verwies dabei auf Ihre Erfahrungen in der Zeit als deutsches Mädchen in den Trümmern des 2. Weltkrieges. Kaniuk, zur gleichen Zeit als junger Zionist an der Rettung tausender jüdischer Flüchtlinge auf dem Mittelmeer beteiligt, entgegnete ihr: »Ich bin alt, ich sterbe bald, Sie werden mich hier wohl nicht mehr wiedersehen müssen.«

Schon 1992 bezog sich Eike Geisel mit Blick auf Eva Demski positiv auf die Forderung nach abschreckenden Strafen². Noch galt es, den »Triumph des guten Willens« zu verhindern. Im Jahre 2005 gab Yoram Kaniuk nun resigniert zu Protokoll: »Ich bin ein zorniger alter Jude.«

TYPOSKRIPT hatte die Gelegenheit, mit Yoram Kaniuk, einem der bedeutendsten israelischen Autoren, über Zorn, Resignation und Literatur zu sprechen.

¹ Yoram Kaniuk: »Der letzte Berliner«, Ullstein, Berlin 2002

² Eike Geisel: »Triumph des guten Willens«, Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1998

Interview

[typoskript] Im Mai 2005 stehen in Deutschland drei wichtige Ereignisse auf der Tagesordnung: 60 Jahre sind seit der Shoa vergangen, 40 Jahre nun gibt es diplomatische Beziehungen zwischen Deutschland und Israel. Zudem wird das Mahnmal für die ermordeten Juden Europas eingeweiht werden. Wir sehen die Tendenz, daß die Geschichte damit als Vergangenheit und als Erledigtes betrachtet wird.

Gestatten Sie uns also, daß unsere Fragen zunächst auf diesen Aspekt eingehen, bevor wir dann Ihren neuen Roman in den Mittelpunkt stellen wollen. Aus ihrem vielfältigen Schaffen glauben wir entnehmen zu können, daß für Sie Literatur, Biographie und Politik kaum zu trennen sind.

In Deutschland ist die Ansicht weit verbreitet, die Shoa würde als Gründungsmythos von Israel bis heute instrumentalisiert werden. Der israelische Schriftsteller Aaron Appelfeld hielt jüngst dagegen, daß, als er 1946 aus Europa kam, das Programm galt: »Neuer Jude, neuer Ort, neues Land.« Die »Welt des Leidens, der Verfolgung, des Schmerzes und der Trauer« sollte Vergangenheit sein. Sie selbst sind 1930 nicht in Europa, sondern in Tel Aviv geboren, haben die Gründung Israels als junger Mann erlebt. Welche Bedeutung hatte die Shoa und die Erfahrungen der Flüchtlinge aus Europa in den jungen Jahren Israels?

[Yoram Kaniuk] Ich denke tatsächlich, daß die Shoa das Fundament Israels darstellt. Der Teilungsbeschluß der Vereinten Nationen war eine Folge der Shoa und der Tatsache, daß Abertausende Juden nach dem Grauen aus Europa in den Nahen Osten flohen. Am Anfang ging es gar nicht so sehr darum, einen eigenen Staat zu haben. Wir haben über einen Staat auch wenig diskutiert. Wir waren weit praktischer veranlagt: Es ging darum, die Flüchtlinge aus Europa aufzunehmen, ihnen eine Zuflucht zu gewähren. Wir wollten jeden Juden retten, der der Rettung bedurfte.

Zur Zeit der Staatsgründung lebten ja schon viele Juden dort. Die Briten als Mandatsmacht hatten es zunächst auch akzeptiert, daß einige Zehntausend in den 30er Jahren noch hierhin emigrierten. Doch Ende der 30er Jahre schlossen die Briten die Tore. Ein Drittel der Menschen im Mandatsgebiet waren zu diesem Zeitpunkt Juden, viele von Ihnen gerade erst vor Hitler geflohen. Sie wußten oft nicht, wohin sonst. Amerika war ihnen oft versperrt, nur wenige wurden in die USA gelassen. Den Flüchtlingen war die Flucht so schwer gemacht worden. Denken Sie doch an Einstein: Er wurde in Portugal für mehrere Tage inhaftiert, bevor er es noch über den Atlantik schaffte.

Spätestens als der Krieg begann, begriffen viele Juden, daß eine eigene Heimstätte entstehen müsse, da niemand die Flüchtlinge haben wollte. Und selbst als ich 1948 noch im Unabhängigkeitskrieg kämpfte, dachten wir weniger an einen herkömmlichen Staat. Wir verteidigten schlicht unser Leben und das Leben derer, die immer noch auf der Flucht waren, um von Europa nach Israel zu gelangen.

Wir kämpften, aber wir waren miserabel bewaffnet. Mein Regiment hatte 1200 Menschen, 400 von ihnen wurden getötet. Eine ungeheuerliche Zahl. Sie starben, damit wir und die, die noch ins Land kommen wollten, ein Recht zu leben hatten. Denken wir doch an die Menschen, die während des Krieges und danach zumeist illegal, oft auf winzigen Schiffen flohen. Hunderte ertranken im Mittelmeer. Ein deutscher Offizier meinte einmal, die Juden würden nach Palästina schwimmen. Ja, wir haben in Auschwitz schwimmen gelernt.

Wir brauchten ein eigenes Land, soviel war uns klar geworden. Es war auch nicht allein Hitlers Krieg gegen die Juden. Man kann vielmehr von einem Weltkrieg gegen die Juden sprechen! Von Anfang an weigerten sich so viele Staaten, uns zu helfen, zu verteidigen oder wenigstens aufzunehmen. Niemand war je so wenig gelitten wie die Juden. Deshalb spreche ich auch vom Weltkrieg, nicht allein von Hitlers Krieg gegen die Juden. Die Tore waren ihnen weltweit verschlossen. In Palästina, in Amerika, in Südamerika - überallhin versuchten sie sich zu retten, überall wurden sie abgewiesen. Niemand wollte sie haben. Niemand.

Es war das erste Mal, daß ein Krieg nicht einem Staat oder einem Land erklärt wurde, sondern einem ganzen Volk, das vernichtet werden sollte.

Europa kämpfte oft auch nicht gerade entschlossen gegen die Nazis. Denken Sie nur an Frankreich. Als Hitler sich daranmachte, Frankreich zu erobern, hatten die Franzosen die viel stärkere Armee. Aber Hitler selbst sagte: Die Franzosen werden nicht wirklich kämpfen. In dieser Frage behielt Hitler Recht. Das Gerede vom Widerstand und vom Untergrund ist weitestgehend Unsinn: 95 Prozent der Franzosen, aber auch der Niederländer und auch andere Europäer waren sehr kooperativ. Wenigstens, wenn es um die Juden ging.

Es gab damals einen polnischen Juden in London, der unentwegt Reporte darüber nach Amerika schickte, was wirklich in Deutschland, Polen usw. vor sich ging. Doch diese wurden lange von der amerikanischen Regierung ignoriert. Andererseits hatte Amerika geradezu Angst davor, daß die europäischen Juden sich über den Atlantik flüchten würden. Und die Briten hatten Angst, sie kämen nach England. Dazu kam die schwierige Situation im Nahen Osten: Die Araber wollten die Juden schon gar nicht; aus Angst um das arabische Öl wollte sich dabei niemand bei den Arabern unbeliebt machen. Und zudem stand Rommel vor den Toren Palästinas. Heute werden die Dinge gern anders dargestellt.

[typoskript] Wie wurde dann aber nach dem Krieg die Staatsgründung Israels möglich?

[Yoram Kaniuk] Die Gründung unseres Staates war nur aus einem Grund möglich geworden. Nach 1945, nach den Nürnberger Prozessen, war es unmöglich geworden, die geschehenen Verbrechen nicht mehr sehen zu wollen. Und die Amerikaner entschieden für die überlebenden Juden, damit diese nicht in die USA auswandern mußten, daß sie einen eigenen Staat bekommen sollten. So haben die

Amerikaner auch Druck auf die Briten und andere Länder ausgeübt, dies zu unterstützen.

Dabei haben viele Experten, auch in den Vereinigten Staaten, gemeint, daß ein jüdischer Staat keine zwei Wochen existieren würde. Sieben arabische Staaten standen gegen uns: Sie hatten Armeen, Panzer, Luftstreitkräfte. Was hatten wir? Vielleicht 8.000 Gewehre und ein paar Dutzend Maschinengewehre. Unglaublich!

Der Weltkrieg gegen die Juden, von dem ich sprach, war nicht 1945 beendet. Er dauerte bis zur Staatsgründung Israels und bis zum Unabhängigkeitskrieg an, als wir unser Recht zu leben selbst verteidigen konnten. Und das taten wir.

[typoskript] Wie hat sich danach das Verhältnis der Amerikaner zu Israel entwickelt? Heute sind ja die USA die einzige verbindliche Schutzmacht.

[Yoram Kaniuk] Die Amerikaner waren anfangs nicht sehr eingenommen für uns. Bis in die siebziger Jahre hinein war das Verhältnis sehr schwierig. So lieferten die USA uns lange keine Waffen. Das wird heute gern vergessen. Noch Kennedy war kein Freund Israels. Doch in den 60er Jahren begann sich das Verhältnis langsam zu ändern. Johnson war wohl der erste amerikanische Präsident, der die Bedeutung eines jüdischen Staates wirklich verstand.

[typoskript] Und Europa?

[Yoram Kaniuk] Ja, Europa. 2000 Jahre hat man hier die Juden bekämpft. Denn es begann nicht mit Hitler. Und es endete nicht mit Hitler. Ich muß oft darüber nachdenken. Irgendwas muß mit uns wohl nicht in Ordnung sein. Denn selbst in China mag man uns nicht. Als ich einmal dort war, meinte jemand, wir müßten ein riesiges Volk sein, mit all den Nobelpreisträgern! Doch ich antwortete, nein, wir sind vielleicht 11 Millionen, nur 5 davon leben in Israel. Er lachte mich aus und meinte, wir müßten viel mehr sein, denn wir würden ja quasi überall Einfluß nehmen.

Eine Weile lang ging es mit Europa ja ganz gut. Wir waren mit unserem kleinen Israel recht unbedeutend, man hatte vergessen, daß wir Juden sind, denn wir waren ja nun Israelis. Und die Palästinenser waren noch keine Palästinenser sondern Araber.

Dann kam der Krieg von 1967. Nach diesem Krieg bot Israel noch dreimal an, für einen verbindlichen Frieden alle besetzten Gebiete an Jordanien und Ägypten zurückzugeben. Daraufhin gab es im Sudan eine Konferenz der Araber, die dort ihren Standpunkt klarmachten: Keine Verhandlungen, kein Frieden. Aus dieser Situation heraus entstanden erst die sogenannten palästinensischen Territorien.

Zu dieser Zeit änderte sich auch die Stimmung in Europa. Es war die Zeit, da man uns das erste Mal »Nazis« nannte. Bis heute tut man das. Denken wir nur an den Kampf um Jenin vor zwei Jahren. 56 Araber wurden getötet, 23 Israelis wurden getötet. In Europa gab es Stimmen, die das dann »Auschwitz« nannten. Jenin aber Auschwitz zu nennen ist so ... so unglaublich! Wenn man unbedingt will, soll man es einen ungerechten Kampf nennen, von mir aus auch Mord, obwohl es das nicht war, aber Auschwitz?

Man darf nicht vergessen, daß der Antisemitismus die ganze Zeit über in Europa präsent war. Nur nennt man das nicht mehr Antisemitismus, man ist ja nur »kritisch« gegenüber Israel und darum vergleicht man gern die Israelis mit den Nazis. Das ist so absurd. Ich werde in Europa immer wieder gefragt, warum wir Juden nichts aus dem Holocaust gelernt hätten. Und jedesmal antworte ich, daß der Holocaust nicht dazu angelegt war, gutes Benehmen zu lernen, er war keine Benimm-Schule. Es war der industrialisierte Judenmord.

[typoskript] Was haben Sie als Kind und Jugendlicher von Ihren Eltern über Deutschland und den Holocaust gehört? Ihre Familie ist schon früh aus Deutschland weggegangen.

[Yoram Kaniuk] Ich habe viele Verwandte im Holocaust verloren: Onkels, Cousins... Mein Vater hatte das Glück, Deutschland schon in den 20er Jahren zu verlassen. Er ahnte, daß etwas ganz Fürchterliches geschehen würde.

Mein Vater liebte die deutsche Sprache, und er liebte das Land sogar noch als er starb. Für ihn war »Unter den Linden« die schönste Straße der Welt. Er mochte Weimar. In einem kleinen Ort zwischen Weimar und Buchenwald haben mich meine Mutter und mein Vater gezeugt, also in der Gegend, wo einst Goethe lebte. Eine merkwürdige Geschichte, nicht wahr? Und doch: Mein Vater ging aus Deutschland fort; und er rettete viele Freunde und Verwandte, weil er sie überzeugte, das gleiche zu tun. Bis Anfang der 30er Jahre ging das noch. Danach kaum mehr.

[typoskript] Heute findet man den Antisemitismus oft auf Israel gewendet. Hat der Antisemitismus ein neues Gesicht?

[Yoram Kaniuk] Der Antisemitismus hat heute eine andere, eine neue Dimension. Nur ein Beispiel: Es gibt viele Kriege auf der Welt, täglich werden Menschen überall in der Welt ermordet. In Afrika, in Asien, im Mittleren Osten... Aber in den Nachrichten erfahren wir davon wenig, dagegen sind Israel und das Palästina-Problem fast immer präsent. Dieses Problem ist im internationalen Bewußtsein das allerwichtigste Problem der Welt. Aber ganz ehrlich: Das ist es nicht.

Natürlich ist es schwierig im Nahen Osten. Wir sind nicht gerade Engel; wir machen Sachen, die wir vielleicht besser sein ließen. Krieg ist kein Nachhilfeunterricht in guten Umgangsformen. Aber was oft übersehen wird: Wir sind vor allem dabei, uns zu schützen. Es ist immer von Gerechtigkeit und Moral die Rede. Aber wenn man in Israel im Bus sitzt - Sie wissen, was ich meine - dann fahren Gerechtigkeit und Moral nicht mit.

Auch wenn der Antisemitismus sich heute auf Israel kapriziert, so ist er doch eine uralte Sache. An uns ist etwas, das die Welt von Anfang an verstimmte. Vielleicht, weil alles mit der Religion anfangt. Oder vielleicht, weil wir die Römer verrückt gemacht haben: Wir kämpften 160 Jahre lang gegen die Römer, niemand hat das so lange durchgehalten.

Aus dieser Zeit stammt der alte Haß. Und dann waren es auch noch ein paar Juden, die die Römer bekehren wollten! Denken Sie an Jesus, an Paulus - sie waren Juden. Am Anfang also war der Streit um die Religion: die alten Juden, die neuen Juden mit ihrem Messianismus und natürlich die Römer. Und irgendwann hieß es dann: Die Juden sind an allem Unglück schuld.

Manchmal fragt man sich, warum Gott gerade eine Jüdin als Mutter für Jesus ausgesucht hat. Es gab doch wohl auch andere nette Mädchen auf der Welt! Mit der Religion hat vieles angefangen, es entstand der alte Haß, der noch heute wirkt. Als es noch kein Fernsehen gab, und die Leute noch nicht Mel Gibsons Film sehen konnten, da gab es beispielsweise diese wundervolle Musik von Bach. Das Johannes-Evangelium, das Matthäus-Evangelium. Und wenn man sich dann den Text zu dieser Musik anschaut, klingt das noch schlimmer als bei Mel Gibson. Fragen Sie nicht, ob das geht: Oh ja, es geht! Das ist Bach: Das größte Genie, das je gelebt hat!

All das wirkt bis heute fort, besonders hier in Deutschland. Man kann diese Dinge nicht auslöschen. Sechzig Jahre lang hat man versucht zu vergessen oder zu verdrängen; ja mehr noch, es ist bis heute lebendig. Das stimmt mich wirklich traurig, und das habe ich auch in »Der letzte Berliner« formuliert. Genau deswegen hassen die Deutschen dieses Buch.

[typoskript] Sie haben die Flucht europäischer Juden nach der Shoa aus verschiedenen Perspektiven erlebt: Nicht nur in den 40er Jahren, als Sie auf der »Pan York« als Matrose auf jeder Fahrt dreitausend Überlebenden halfen, sondern auch ca. fünfzig Jahre später noch einmal, als Sie die Geschichte von Yossi Harel, dem Kommandanten der legendären Exodus schrieben³. In diesem Buch schreiben Sie gleich am Anfang, Israel wurde nicht am 15. Mai 1948 gegründet, sondern schon am 18. Juli 1947, dem Tag, als die »Exodus« im Hafen von Haifa einlief. Warum ist dieses für Sie das zentrale Datum?

³ Yoram Kaniuk: »Und das Meer teilte sich. Der Kommandant der Exodus«, List, München 1999

[Yoram Kaniuk] Die »Exodus« wurde von allen Immigration Schiffen zum Symbol. Dies habe ich in dem Buch beschrieben.

Was war damals geschehen? Die Briten ließen die Flüchtlinge nicht an Land, sie mußten zurück, zurück nach Deutschland, wieder in ein Lager. Aber die Briten haben aus der Angelegenheit ein Riesending gemacht - und die ganze Welt hat es gesehen, die Weltöffentlichkeit schaute auf die »Exodus«. Das war nicht geplant, es passierte einfach.

Dazu kam die Gründung eines Ausschusses der UN, der die israelisch-arabischen Beziehungen überwachen sollte. Das Komitee war gerade in der Region, als das Schiff ankam. Ben Gurion begriff die Situation sofort und brachte das Komitee nach Haifa. Und dort ereignete sich eine ähnliche Situation wie damals, als die amerikanischen Soldaten Bergen-Belsen befreiten und die Tatsachen mit eigenen Augen sahen. Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob man etwas nur hört, oder ob man es selber sieht.

Das Komitee also sah, wie mit den 4.000 Menschen, die zuvor in Auschwitz waren und in Treblinka, umgegangen wurde, wie sie erst gejagt und dann faktisch eingesperrt wurden. Danach befürwortete das Komitee die Gründung Israels, sie hatten diese Notwendigkeit selbst erleben können. Vorher hatten sie nicht gewußt, wie mit dem Konflikt umzugehen wäre; nun aber waren sie entschieden dafür, daß es zwei Staaten geben müsse: einen jüdischen und einen arabischen.

Und deshalb ist dieser 18. Juli 1947 für mich der Tag, an dem eine Lösung gefunden wurde.

Schon vorher hatte es internationale Anstrengungen für eine Zweistaatenlösung gegeben, schon Mitte der 30er Jahre existierte der ganz konkrete Vorschlag, Israel als ganz kleines Gebiet, nicht sehr viel größer als Tel Aviv, als jüdischen Staat zu gründen. Ben Gurion sagte zu, die Araber aber lehnten ab.

Die andere Seite dieser Geschichte ist die Illusion, vor allem der Europäer, bis heute, daß die Araber eine nationale Minderheit in ihrer Mitte dulden würden. Aber ich halte dies für unmöglich. Sehen Sie, im Irak versuchen die Amerikaner gerade eine Demokratie zu etablieren. Und genau an dieser Frage der Minderheiten entscheidet sich auch dort die Zukunft: Schiiten, Sunniten, Kurden...

[typoskript] Sie selbst waren ein entschiedener Verfechter der Zweistaatenlösung. Sie setzten sich vehement für einen arabischen neben einem jüdischen Staat ein. Halten Sie diese Option noch aufrecht?

[Yoram Kaniuk] Das tat ich für eine lange Zeit; Sie müssen wissen, ich war ein israelischer Linker. Ich wollte unbedingt an die Zweistaatenlösung glauben. Aber nach Camp David habe ich begriffen, daß die Araber dies niemals akzeptieren würden. Alles oder nichts, sie mögen keine Christen und erst recht keine Juden. Wie ich schon sagte: Der Islam ist nicht sehr tolerant gegenüber

Minderheiten. Denken Sie an die alten Christen in Ägypten, heute gibt es noch ein paar wenige Prozent, überwiegend Kopten. Oder ein anderes Beispiel: Zwei Monate nachdem Arafat aus Algier zurückkam, schrumpfte die Mehrheit der Christen aus Bethlehem, Beit Jallah und Ramallah auf ein Drittel. Dies ging ganz leise vor sich. Niemand in der Welt nahm Notiz davon, niemand beschwerte sich. Die Christen verließen das Land, obwohl sie dort seit Generationen lebten.

Und wie wird es erst uns Juden gehen, die wir nicht wissen, wohin wir gehen könnten? Camp David hat mir klar gemacht, daß wir in einem Krieg leben, 5 Millionen Juden gegen 300 Millionen Araber. Ich sehe da keine Chance. Wie sollte die Lösung heißen? Zwei Staaten? Nein, das ist keine Lösung, weil die Araber immer noch etwas Unmögliches in letzter Minute verlangen werden, um das zu verhindern. Sie fordern ernsthaft das Rückkehrrecht. Denn sie wissen, das würde das Ende Israels bedeuten, denn dann wären die Juden ein Minderheit. Und ich habe Ihnen ja erläutert, was ich für Minderheiten unter arabischer Herrschaft fürchte.

Was sollten wir dann tun? Sie drohen uns ungeniert, sie würden uns ins Wasser treiben. Die Juden haben zwar in Auschwitz schwimmen gelernt, aber wir wüßten nicht, wohin wir diesmal schwimmen könnten. Wir sind nicht gewillt, kampfflos zu gehen. Ich sehe das Ende der Geschichte sehr pessimistisch, und ohne unsere Raketen, U-Boote und auch ohne die atomare Abschreckung würde Israel schon längst nicht mehr existieren.

Vielleicht wird es ja für die nächste Zeit wieder etwas ruhiger werden, weil die Palästinenser eine Pause brauchen. Und auch wir Israelis; die Wirtschaft muß sich wieder erholen. Aber das dauert nicht lang an. So läuft das schon seit den 1920er Jahren.

Die Araber stehen geschlossen gegen uns. Zwar haben die Briten Palästina halbiert und Transjordanien entstand, sie haben dann die Haschemiten-Familie aus Saudi-Arabien geholt. Einen machten sie zum König von Jordanien, einer bekam Syrien, der Dritte wurde König des Irak. Wenn man sich die Grenzen ansieht, haben diese meist klare geometrischen Formen. Die Briten bevorzugten übersichtliche Sachen. Aber trotz aller Teilungen und Königreiche: Es ist eine Nation, eine Sprache, und bei allen Unterschieden, gegenüber uns Juden haben sie ein Ziel.

Manchmal gibt es ermunternde Zeichen: Vor einigen Woche fand ich heraus, daß ein Buch von mir, ins Arabische übersetzt, illegal schon in zweiter Auflage in Syrien publiziert wird. Es ist der erste israelische Roman, der in Syrien verlegt wird. Man bekommt das Buch natürlich nur schwarz, ein paar Freunde besorgten es mir. Der Verleger des Buches nennt sich dann auch noch Barghouti, und daß ist eine sehr berühmte palästinensische Familie. Das ist schon sehr komisch.

Oder eine andere Geschichte: Auf den Golanhöhen gibt es Drusen. Solche mit israelischem Paß und solche mit syrischem Paß. Die syrischen Drusen kaufen von den israelischen Drusen israelische Äpfel und verkaufen sie dann als syrische Äpfel an die Syrer. Der Grenzposten wird kurz geöffnet - aber nur für die Äpfel. Das kann man sogar im Fernsehen sehen, das ist kein Geheimnis.

Aber glauben Sie, daß uns deswegen die Drusen bzw. die Syrer tolerieren oder gar akzeptieren würden? Nein, sicher nicht.

[typoskript] Auch Deutschland hat sich schwer getan, Israel zu akzeptieren. Selbst als 1965 Deutschland und Israel diplomatische Beziehungen aufnahmen, gab es in der Bundesrepublik bis in den Bundestag hinein noch erhebliche Einwände dagegen. Dennoch: Sie selbst haben immer wieder versucht, die Bedingungen zu klären, unter denen ein Dialog überhaupt möglich ist. So kann Ihr Buch »Der letzte Berliner« auch als Versuch verstanden werden, dies kritisch zu begründen. Doch es gab, wie Sie selbst schon erwähnten, eine enorme Abwehr des Buches in Deutschland. Wir haben Sie die Reaktionen auf der »Der letzte Berliner« hierzulande wahrgenommen? Und wie wurde das Buch in Israel diskutiert?

[Yoram Kaniuk] Beginnen wir am Ende. Ich war zuerst gegen eine Veröffentlichung in Israel. Ich dachte, es würden in Israel schon so viele Bücher über dieses Thema erscheinen, daß meines nicht nötig wäre. Als es dann aber doch erschien, wurde es zu meiner Überraschung ein Bestseller. Das erschien mir unglaublich. Gerade die älteren Menschen, die Flüchtlinge von damals, die noch am Leben sind, lieben dieses Buch. Stellen Sie sich vor: An einem Abend im Goethe-Institut in Tel Aviv, als ich das Buch vorstellen wollte, kamen Hunderte, es war total überfüllt und es war das erste Mal seit vielen Jahren, daß ich beinahe der Jüngste im Saal war. Da waren 90-Jährige und 95-Jährige, die sagten mir: »Ja, ich erinnere mich an Berlin.«

Das sind die wahrscheinlich letzten Überlebenden, es gibt nicht mehr viele, aber es gibt sie noch. Und sie geben ihre Geschichten an die Kinder und Enkel weiter, so wie ich es auch von meinen Eltern erfuhr. Diese alten Menschen sind so wunderbar, so liebenswürdig...

Mit meinem Buch, so scheint es mir, habe ich etwas getroffen, das sie alle fühlten, und deswegen waren sie gekommen. Doch genau das, was die Menschen in Israel erfreute, die Erinnerung an das Berlin vor dem Krieg und meine Kritik daran, was in Deutschland heute noch geschieht, genau das war es, was die Deutschen verärgerte.

Und dabei geht es mir gar nicht so sehr um den Holocaust, da gibt es viel explizitere Bücher, nehmen Sie nur Goldhagen. Aber in meinem Buch gibt es wohl eine Ahnung, daß Juden und Deutsche es noch nicht geschafft haben, diesen Abgrund zu überbrücken.

Ich habe den Eindruck gewonnen, daß es insbesondere jüdische Menschen in Deutschland waren, die am meisten gegen diese These angekämpft haben. Denn mit meiner Skepsis mache ich ihnen die Grundlage streitig, als Juden heute in Deutschland zu leben. Doch ich will ihnen nichts vorschreiben oder verbieten, und ich kann sie ganz gut verstehen, daß sie meine Skepsis kaum teilen dürfen, wenn sie in Deutschland weiter leben wollen.

»Der letzte Berliner« ist aber nur einem kleinen Kreis bekannt geworden, der Verlag zog gerade von München nach Berlin und so kümmerten sie sich nicht so sehr um die Veröffentlichung, und wenn es dann Rezensionen gab, waren diese fast immer sehr garstig.

[typoskript] Was hat man an dem Buch in Deutschland kritisiert? Was denken Sie, warum so ablehnend darauf reagiert wurde?

[Yoram Kaniuk] Ich habe einmal gesagt: Solange ein Mensch mit einer blauen Nummer lebt, wird es keine wirkliche Heilung und auch keine echte Normalisierung geben können. Auf einer persönlichen und individuellen Ebene: ja. Auf einer politischen Ebene: ja. Auch auf einer militärischen Ebene: ja, natürlich.

Aber meine Schwester beispielsweise möchte nicht mit nach Deutschland reisen. Und viele Freunde und Verwandte fragen mich, warum ich gelegentlich hierher komme. Dann sage ich, daß ich nach den Fußstapfen meines Vaters suche.

Heute kommen viele Israelis nach Deutschland und genießen es auch. Aber wissen Sie, wenn sie unter sich sind, nennen sie die Deutschen Nazis. Ich habe gerade erst einen Anruf bekommen: »Na, bist Du noch in Naziland?« Als ob das sehr lustig wäre! Aber es bedeutet, daß es doch noch sehr stark in seiner Bedeutung ist. So viele Familiengeschichten in Israel sind von dieser düsteren Geschichte geprägt. Da ist es sehr schwer, es in so kurzer Zeit, gerade einmal 60 Jahre, zu verarbeiten.

Und bei allem Kummer in unseren jüdischen Biographien könnte es doch soviel besser sein, wären die Deutschen, die Presse, die Intellektuellen und insbesondere die Linken in Deutschland nicht so anti-israelisch gewesen.

Was sagt man uns aber! Sie behaupten, daß Israel der Teufel sei und also ein schlechtes Land, in dem aus der Geschichte wohl nichts gelernt wurde, während man in Deutschland seine Lektionen begriffen hätte.

Ein Beispiel: Günter Grass schrieb das Buch über die Gustloff⁴ und es wurde ins Hebräische übersetzt. Man fragte mich, ob ich eine Rezension schreiben könnte, da sie wußten, daß ich Grass kenne. Das Buch ist eigentlich ganz gut geschrieben, also schrieb ich auch eine gute Rezension. Kurz danach bekam ich einen Leserbrief. Ich hätte das Buch in seiner politischen Stoßrichtung gänzlich falsch verstanden, und ich muß das heute zugeben.

Grass behauptet z.B. in seinem Buch, daß ein gewisser David Frankfurter einst den Nazi Wilhelm Gustloff tötete, der dann zum Symbol und Märtyrer der Deutschen wurde und nach dem das Schiff benannt wurde. Der Jude Frankfurter sei nach dem Krieg aus dem Gefängnis entlassen worden, nach Israel geflüchtet und dort direkt im Verteidigungsministerium angestellt worden. Der Plot laut Grass lautet also: erst einen Nazi töten, dann flüchten, dann Araber töten. Das ist

⁴ Günter Grass: »Im Krebsgang«, Steidl Verlag, Göttingen 2002

Grass. Jetzt habe ich selbst noch mal nachgeforscht: Frankfurter ging natürlich nach Palästina, und als später Israel gegründet wurde, arbeitete er für die »Jewish Agency« und half dort jüdischen Flüchtlingen. Das hatte ich ursprünglich nicht gewußt, aber Grass hatte dies doch recherchiert! Und doch hat er die Geschichte absichtsvoll umgelogen. Erst als mich der Leserbrief aufklärte, begriff ich, was für ein mieser Lügner dieser Grass ist.

Das ist doch alles sehr bezeichnend. Von mir aus soll er ein Buch über das Leid von Deutschen schreiben, das ist schon in Ordnung. Aber dann behauptet er, daß zwar die Nazis den Juden Schlimmes angetan hätten, aber danach hätten die Juden angefangen, die Araber zu ermorden. So kann man schließlich Nazis und Juden gleichsetzen. Um diese Behauptung zu unterstützen, hat er die Geschichte von David Frankfurter umgelogen. Ich glaube, das ist sehr typisch.

Seit vielen Jahren werde ich nach Deutschland eingeladen, als linker Israeli und als ein Friedensaktivist. Ich habe vielleicht zwei Dutzend Artikel für »Die Zeit« und »Der Spiegel« geschrieben, Radio und Fernsehen interessierten sich für mich, ich gab viele Interviews. Und seit dem Erscheinen von »Der letzte Berliner«? Nichts mehr, seit drei Jahren gar nichts. Wohl auch, weil ich jetzt von einigen linken Überzeugungen Abstand genommen habe. Natürlich habe ich nicht meine gesamten Überzeugungen über Bord geworfen; aber ich war doch wenigstens fähig, aus meinen Fehler zu lernen. Und seitdem bin ich hier nicht mehr sehr willkommen.

Für heute Abend bin ich bei der grünen Heinrich-Böll-Stiftung eingeladen, ich glaube, die wissen noch gar nicht recht, was sie erwartet und was sie sich mit mir da eingehandelt haben.

[typoskript] Die Böll-Stiftung ist hierzulande politisch sehr bedeutend als grüne Vorfeldorganisation. Zum einen präsentieren sie sich gern mit linken Israelis, auf der anderen Seite sind sie sehr aktiv beim Dialog mit Islamisten. Wir haben dies bei diversen Veranstaltungen zum Irak-Krieg erlebt, als Referenten der Böll-Stiftung Terroranschläge gegen Amerikaner, irakische Sicherheitskräfte und auch Zivilisten als »Widerstand« legitimierten und sogar behaupteten, Israel und der Mossad würden den Konflikt schüren und nutzen. Dies nennt sich dann »interkultureller Dialog«.

Und mehr noch. Die sozialdemokratische Friedrich-Ebert-Stiftung bezeichnete Hamas und Hisbollah jüngst wieder als sozial engagierte Wohlfahrtsvereine, auf die man zugehen müsse. Dazu veranstaltete die Ebert-Stiftung bereits Treffen mit militanten Islamisten und ihren Vordenkern in Beirut.

[Yoram Kaniuk] Was kann man dazu noch sagen? Die Moslems werden in Europa immer wichtiger, und sie werden mehr. Heute gibt es 20 Millionen in Europa, bald werden es 40 oder 60 Millionen werden. Und damit wird der Islam immer bedeutender und mit ihm auch die Radikalen: Die Achtung von

Andersgläubigen und Säkularen wird es von denen wohl kaum geben, die Moslems isolieren sich schon heute und formen eine bedrohliche Gesellschaft.

Sehen Sie doch nur das arme Mädchen aus Berlin an, das sich von ihrem Mann getrennt hat und dafür zur Strafe von ihren Brüdern ermordet wurde. Solche Vorfälle werden sich häufen, und dann fragen sich die Europäer: »Wie konnte das nur geschehen?«

London ist heute nicht nur eine europäische, es ist auch eine arabische Stadt, ebenso Marseille und Paris. Auch Berlin verändert sich. Ich war in Kreuzberg und dieser Stadtteil ist schon ein wenig wie Jaffa. Es ist ein Unterschied, ob ein Niederländer oder ein israelischer Jude nach Berlin kommt oder ein Moslem.

Die Juden blieben für eine Weile komische Juden und sind dann Deutsche geworden, sie haben die deutsche Sprache gesprochen und haben mit und unter den Deutschen gelebt. Für die Moslems mit ihrer rigorosen Ablehnung des Westens ist dies schwer, wenn nicht unmöglich. Als ich das letzte Mal in Berlin war, traf ich einen Araber, der schon lange Jahre hier lebte, und er sprach immer noch kaum ein Wort Deutsch, er benötigte es nicht und er wollte es auch nicht. Ahnen Sie, wohin das führt?

Und dann kommt noch hinzu, daß Deutschland schon lange sehr pro-arabisch ist. Und die Araber sind pro-deutsch. Diese gegenseitige Affinität ist alt und nur schwer zu erklären, offensichtlich gibt es da eine geistige Verwandtschaft.

Einige der berühmtesten deutschen Denker lernten Arabisch und sind in den Nahen Osten gereist. Oder damals, als unter allen kommunistischen Staaten ausgerechnet Ostdeutschland der Liebling der arabischen Intellektuellen war; sie studierten dort, lebten dort, schrieben ihre Bücher und wurden in der DDR verlegt, gefeiert und geehrt.

Arabische Schriftsteller erzählten dann, daß New York gar nichts gegen Ostberlin wäre, dort wären sie berühmt und hätten volle Hallen bei ihren Lesungen. Ich war zwei Wochen nach der Maueröffnung in Ostberlin und ich kann nun wirklich nicht behaupten, daß es aussah wie New York.

Nach der Grenzöffnung war ich für einige Zeit mit einem israelischen Theater in Ostberlin, daß mein Stück »Adam Hundesohn«⁵ dort aufführen wollte. Wir wohnten im Hotel »Unter den Linden«, vielleicht mal ein tolles Haus, aber in Israel hat beinahe jedes Hotel mehr Klasse und mehr Sterne.

Und doch schwärmte mir ein arabischer Kollege von diesem Hotel vor; wie wunderbar es wäre und wie wunderbar Berlin und Deutschland überhaupt seien. Solche wie er sahen nur, was sie sehen wollten. Niemand wollte die Unterdrückung sehen, die grauen Farben, den Gestank der Autos Marke Trabant. Wissen Sie, in Israel mögen wir einen schönen Volvo und halten etwas auf die Demokratie. Aber für meinen arabischen Kollegen war die DDR der Höhepunkt demokratischen Gemeinwesens und der Trabant ein toller Wagen. So blind macht die deutsch-arabische Liebe.

⁵ Yoram Kaniuk: »Adam Hundesohn«, Carl Hanser Verlag, München 1989

Manche Konservative im Westen sprechen von einem Kampf der Kulturen. Sehen Sie, ich gebe Ihnen ein Beispiel dafür: Es gab vor einiger Zeit eine Studie der UNO, in der festgestellt wurde, daß für die vielen hundert Millionen Araber gerade mal 400 oder 500 Buchtitel aus anderen Sprachen ins Arabische übersetzt wurden. Und der wichtigste ist »Die Protokolle der Weisen von Zion«. In Israel gibt es jedes Jahr so viele! Im Flugzeug habe ich die Rezensionen von mindestens 20 neuen Übersetzungen ins Hebräische überflogen und das sind nur die wichtigsten Veröffentlichungen einer Woche gewesen. Und dann sollte man bedenken, daß Israel gerade einmal 5 Millionen Einwohner hat. So unterschiedlich sind unsere Kulturen und politischen Systeme.

Ich habe auch den »interkulturellen Dialog« gesucht, auf meine Weise: Ich habe Ihnen von meinem syrischen Verleger erzählt, der sich Barghouti nennt, und der eines meiner Bücher illegal übersetzen und drucken ließ. Ich weiß, wer er ist, ich habe ihn versucht anzurufen - kein Anschluß. Ich habe ihm eMails geschrieben - die kamen zurück. Telefon und Internet? Vergessen Sie es, es wird alles zensiert, die Menschen leben dort nicht frei. So abgeschlossen ist das System dort. Und wer ein freieres Leben will, muß von dort weg.

[typoskript] In »Der letzte Berliner« sagt jemand, daß Ihr Buch »Adam Hundesohn« quasi »rückwirkend« von einem Deutschen, die deutsche Schuld reflektierend, hätte geschrieben werden sollen. Bekannt ist auch Ihre Auseinandersetzung mit Grass. Wie beurteilen Sie die deutsche Nachkriegsliteratur beispielsweise der »Gruppe 47«, die als eine kritische, linke und antifaschistische angetreten ist und bis heute so wahrgenommen wird?

[Yoram Kaniuk] Die deutsche Nachkriegsliteratur hat einige sehr gute Autoren. Böll war ein guter Schriftsteller. Auch Grass ist als Autor wirklich sehr gut. Und doch fehlt dieser Literatur etwas Entscheidendes: Es gibt dort praktisch keine Juden.

Wissen Sie, wir israelischen Autoren werden vom Holocaust verfolgt, selbst wenn wir ein ganz normales Buch über Tel Aviv schreiben, irgendwie ist das Thema dann doch eingewoben, beispielsweise durch eine Figur, die einst ein Flüchtling war. Aber in der deutschen Nachkriegsliteratur? Fehlanzeige.

Die Generation von Böll und Grass wuchs doch aber mit Juden auf! In Danzig hatte Grass jüdische Lehrer, jüdische Nachbarn und Freunde. Zu dieser Zeit konnte man als intelligenter junger Mensch gar nicht verhindern, Juden zu kennen. Heute kann man in Deutschland sehr wohl leben, ohne jemals einen Juden zu sehen. Aber damals, vor der Vernichtung?

Wie kommt es aber, daß diese Juden alle verschwunden sind und in der deutschen Literatur praktisch nicht auftauchen? Sie müßten doch im Bauch der Schriftsteller sein, aus dem auch die Literatur kommt. Ja, vom Kopf her haben sie es verstanden, sie schrieben Essays über Walter Benjamin oder Else Lasker-Schüler. Aber sie können sich Benjamin nicht als lebendigen Mann und Lasker-

Schüler nicht als wirkliche Frau vorstellen, sondern nur als Idee, nicht als etwas Persönliches, sondern nur als etwas Intellektuelles.

So glaube ich nicht, daß die Juden in Deutschland wirklich vermißt werden. In Polen schon eher, dort gibt es dieses Vermissen. Die Juden lebten dort 1000, nein 1300 Jahre. Man vermißt sie nicht der Weisheit wegen, sondern als Menschen, man vermißt ihr Dasein und ihre Gegenwart. Gehen Sie in einem kleinen polnischen Örtchen in ein Antiquariat, dort findet man Bücher auf Hebräisch, die Tora-Rolle steht im Schaufenster. Und nicht nur der Buchhändler erklärt ihnen, wie sehr die jüdischen Menschen fehlen.

Ich bin seit Mitte der 80er Jahre oft in Deutschland gewesen, aber nie hatte ich das Gefühl, daß die Juden vermißt würden. Ja, es gab Kafka, Freud, Einstein, Kraus, Marx. Aber denken Sie, daß man von Kafkas Vater, einem deutschsprachigen, bürgerlichen Juden aus Prag etwas zu erzählen hätte? Mein Vater sagte immer, daß er Gas und Wasser in einem Laden am Savignyplatz kaufte, bei einem polnischen Juden, einem Großmaul. Und das ist menschlich, es gibt solche Juden, solche Deutschen, solche Araber. Diese Geschichte erzählte mir also mein Vater. Werden solche Geschichten heute in Deutschland erzählt? Schreibt Grass solche Geschichten, die ihm doch im Bauch liegen müßten?

Nein, das schlägt sich nicht in der Literatur nieder. Nicht, daß die deutschen Autoren zu feige dazu wären. Aber ich fürchte, sie haben diese Geschichten nicht im Bauch. Aber Literatur entsteht nicht im Kopf. Autoren wie Böll und Grass schrieben über die Nazizeit. Doch was?

Wie fühlte sich Grass, als er Flugzeuge abschoß, wie ging es Böll in Uniform? Das mag interessant erscheinen. Doch viel wichtiger ist doch die Geschichte vom kleinen Hans nebenan, ein feiner Junge, sie gingen vielleicht zusammen zur Schule, sie waren vielleicht in das gleiche Mädchen verliebt. Und eines Tages ist er verschwunden, und wenn man nachfragt, so erfährt man, er wurde weggeholt. Später findet man heraus, er wurde vergast, denn Hans war ein jüdischer Junge. Wie nur kann man vermeiden, darüber zu schreiben?

Alle meine Bücher, auch »Adam Hundesohn« und »Der letzte Berliner«, sind voller Flüchtlinge; in Israel leben wir unter Flüchtlingen. Aber warum schreibt man in Deutschland nicht über die Leere, die es hier gibt? Wohl deshalb, weil man sie nicht fühlt. Ich kann es mir kaum anders erklären.

[typoskript] Ihr Roman »Adam Hundesohn« wirft die Frage nach dem Verhältnis von deutscher Kultur zur Barbarei auf. Celan sah das innige Verhältnis von deutscher Romantik und Antisemitismus, von Sentimentalität und Vernichtung. Für Adorno war die deutsche Kultur zutiefst von Antisemitismus durchsetzt. Wie beurteilen Sie diesen Zusammenhang?

[Yoram Kaniuk] Natürlich, der Antisemitismus hat hier eine lange kulturelle Tradition. Das reicht weit zurück, Luther ist da nur ein Beispiel, und der war nun wirklich kein Freund der Juden.

Vielen Juden lebten hierzulande mit einer Lüge. Sie dachten, sie wären anerkannt, sie würden gemocht, sie wären Deutsche. Sie liebten doch die deutsche Kultur! Ich kenne jemanden, der mir das aus eigenem Erleben schilderte: Er hatte Medizin studiert, wurde Kinderarzt in Berlin. Jeder kam zu ihm, weil er einer der Besten war. Er war erfolgreich, hatte schon damals ein Auto und ein Telefon. Und er dachte, man könne ihn gut leiden, er würde dazugehören. Aber es war nur eine ganz dünne Schicht vom kulturvollen Miteinander zum blanken Ressentiment. Freud beschreibt das ganz richtig. Die Juden in Deutschland waren dem gegenüber sehr blind.

Sehen Sie sich die Geschichte der Mendelssohns an: Sie haben sich so angestrengt, um als Juden in Deutschland zu leben, am Ende mußten sie doch konvertieren. Das ganze Bemühen um Assimilation hat die Shoa nicht verhindern können. Es war umsonst.

Die Juden in Osteuropa wußten viel besser, daß man sie nicht mochte. Mein Vater kam aus Galizien, er hatte andere Erfahrungen und war deutlich vorsichtiger. Schon 1925/26 warnte er seine Freunde: Wir lieben Deutschland sehr, aber die Deutschen sind nicht sehr glücklich über uns.

Ich weiß nicht, wie man das Problem lösen kann, es ist bis heute aktuell. Auf einer persönlichen Ebene mag es keine Probleme geben, einige meiner besten Freunde sind Deutsche. Aber es gibt da einen großen Friedhof voller Juden. Der bleibt.

Die flüchtenden Juden haben das Beste der deutschen Kultur nach Israel gerettet. Mein Vater hatte eine großartige Bibliothek, darin auch eine Gesamtausgabe von Goethe, von Schiller und vieles mehr, alles in Leder gebunden. Mein Vater saß immer da und las all die Bücher; das war sein Leben. Als er starb, konnte er sich noch nicht einmal an meinen Namen erinnern; er hatte einen Schlaganfall und dann noch einen. Aber anstatt meinen Namen zu nennen, hat er ganze Abschnitte aus den deutschen Büchern rezitiert. Mein Vater war so tiefgründig und sie alle waren so. Als ich in Israel mein Buch »Der letzte Berliner« vorstellte, las ein Mädchen immer ein Kapitel aus der deutschen Ausgabe vor. Weil für so viele alte Menschen in Israel Deutsch immer noch einfacher ist als Hebräisch. Das ist erstaunlich, daran kann man sehen, wie sehr sie diese Sprache lieben.

Oder nehmen Sie das Bauhaus. Die UNESCO hat Tel Aviv zur Hauptstadt des Bauhaus erklärt, und das zu Recht. Denn in Israel gibt es viel mehr Bauhaus als in Deutschland. Und Sie hätten erst einmal das erste Israelische Symphonie-Orchester hören sollen! Die meisten Musiker kamen aus Deutschland. Sie waren wunderbare Künstler.

[typoskript] Sie sagten, die Juden in Deutschland lebten in großer Blindheit. Gilt dies heute noch?

[Yoram Kaniuk] Ich glaube nicht, daß die deutschen Juden heute unter einer akuten Gefahr leben. Aber ich denke auch, daß sie nicht so sehr gemocht werden, wie sie es sich selbst gern einbilden. Und das gilt nicht nur für Deutschland.

Ich geben Ihnen ein paar Beispiele. Ich bin mit einer Nichtjüdin verheiratet, ich bin also eine jüdische Minderheit in meinem eigenen Haus. Meine Frau ist nie konvertiert und meine Kinder sind natürlich Israelis, aber keine Juden. Meine Frau lebt schon seit 45 Jahren in Israel. Sie ist eigentlich amerikanische Christin, und einmal im Jahr geht sie nach Jaffa in die Kirche, um dort diese schöne Musik zu hören. Das mag sie sehr, es ist Teil ihrer Kultur. Und wenn wir mit ihrer amerikanischen Familie zusammensitzen, etwas trinken und uns unterhalten, irgendwann kommt dann immer jemand mit so einem Satz wie: »Die Juden sind sehr clever!« oder »Die Juden wissen, wie man Geld macht!« Das geschieht in meiner eigenen Familie. Das Ressentiment sitzt sehr tief. Und doch sind die Amerikaner uns gegenüber noch sehr freundlich.

Ein anderes Beispiel macht dies vielleicht deutlich, und jetzt kommen wir zu Deutschland: Ein Freund von mir ist Deutscher und Jude. Was tut er? Er schickt seine Kinder in die USA zum Studium, weil er nicht glaubt, daß die Zukunft hier sehr vielversprechend ist. Er sagt das, obwohl er in den besten Kreisen verkehrt, er kennt Schröder und Fischer, aber im Innersten ist er nur ein verängstigter alter Jude, und seine Angst sitzt sehr tief. Und er ist sich sicher, daß es über kurz oder lang besser ist, in den USA oder in Israel zu leben. Doch die meisten machen sich wohl etwas vor.

Solche Geschichten erzähle ich auch in »Der letzte Berliner«. Und Sie wissen ja, daß ich für diese Provokationen auch die entsprechenden Reaktionen bekam. Aber ich denke, daß ich mich mit diesen Geschichten beschäftigt habe, weil sie mich so lange verfolgt haben. Ich habe mein ganzes Leben lang so viele Flüchtlinge getroffen. Sie können sich nicht vorstellen, wie es in den 30er und 40er Jahren in Tel Aviv war, als die vielen deutschen Flüchtlinge in ihren korrekten Anzügen durch die Straßen gingen. Mein Vater trug sein Kord-Jackett selbst im September, wenn es noch eine enorme Hitze gab. Er sagte dann immer: »In Deutschland ist es schon kalt.« Diese Erinnerungen bleiben. Und sie immunisieren gegen zuviel Optimismus.

[typoskript] Man findet in Ihren Texten tatsächlich wenig Optimismus. Während des Oslo-Prozesses haben Sie einmal geschrieben: »Ein Pessimismus wie der meine erweist sich zwangsläufig als begründet. Am Ende wird es immer noch ein bißchen schlimmer werden...« Gilt dies nach der sogenannten Zweiten Intifada und dem 11. September weiterhin?

[Yoram Kaniuk] Oh ja. Sehen sie doch diese Franzosen und Deutschen, die jetzt so tun als wären sie alle Pazifisten. In einer Talkshow im deutschen Fernsehen habe ich jetzt wieder jemanden gesehen, der behauptete, alle Kriege

seien unmoralisch. Da frage ich natürlich auch nach dem Krieg gegen Hitler. War der auch unmoralisch?

Die Amerikaner sind Kämpfer, wenn sie müssen, dann wissen sie, was zu tun ist. In Europa sieht man das anders. Man hält es hier nicht für möglich, daß in Berlin oder Paris Busse mit Zivilisten in die Luft fliegen.

Die Amerikaner haben schon einmal für die Europäer gekämpft, sie verloren allein 160.000 Mann in der Normandie. Und vielleicht müssen sie es eines Tages wieder tun.

[typoskript] Glauben Sie, daß der alte europäische Fehler der Appeasement-Politik, statt die Bedrohungen aktiv zu bekämpfen, wieder einmal die Oberhand behält?

[Yoram Kaniuk] Ja, auf jeden Fall. Es ist diese falsche Vorstellung von linken und liberalen Ideen. Liberale Ideen sind gut als Ideen, aber für die praktische Politik taugen sie wenig. Man muß doch auf eignen Füßen stehen und wissen, wie man sich schützen kann. Wenn jemand kommt und einen schlagen will, so kann man doch nicht christlicher als der Papst sein und beide Wangen hinhalten. Die Europäer glauben doch tatsächlich, sie müßten nur mit den Arabern reden, dann würde sich das gegenseitige Verständnis schon einstellen und man könnte einander helfen. Aber das wird so nicht laufen.

Und wenn man sich auf der anderen Seite das Ende liberaler Ideen anschaut, wenn sie zum Dogma werden, dann werden in der Französischen Revolution Tausende gemordet und im Sowjetkommunismus verlieren Millionen ihr Leben. Die Amerikaner haben nie viel von solchen Revolutionen gehalten, deren Gesellschaft verändert sich langsamer und friedlicher.

Ich glaube an liberale Ideen als Leitlinien; doch als praktische Politik im Angesicht großer Bedrohungen oder gar als ideologisches Dogma sind sie fatal.

[typoskript] In Ihrem Buch mit Emil Habibi⁶ schreiben Sie, daß Sie sich nicht an alte Aussagen klammern, und daß, wenn die Umstände sich ändern, Sie auch in der Lage sind, Ihre Ansichten zu revidieren. Sie sagen heute, daß Sie sich von einigen linken Überzeugungen verabschiedet haben. War dies für Sie ein längerer Prozeß oder kann man dies an einem bestimmten Ereignis festmachen?

[Yoram Kaniuk] Ja wissen Sie, ich gehörte zu den ersten in der israelischen Friedensbewegung. Aber nicht, weil ich wirklich an eine Lösung glaubte, sondern weil ich unbedingt daran glauben wollte. Auch als es keine Lösung gab, agierte ich, als gäbe es eine Lösung.

⁶ Yoram Kaniuk und Emil Habibi »Das zweifach verheißene Land«, List Verlag, Berlin 1997

[typoskript] Das erinnert sehr an Albert Camus' Mythos des Sisyphos.

[Yoram Kaniuk] Richtig, ich bin sehr beeinflusst von Camus' Philosophie. Aber langsam und allmählich habe ich mich davon entfernt. Was mich störte, war der Umstand, daß man versuchte, die Realität in das Konzept hineinzupressen, anstatt die Realität anzusehen und dann ein Konzept zu erarbeiten. Nun, dies ist ein generelles Problem der Linken, daß sie stets versuchen, die Realität ihren Konzepten anzupassen. Mit Oslo habe ich endgültig erkannt, wie ich in meinem Buch mit Habibi auch schrieb, daß nämlich ungeachtet der Notwendigkeit eines Kompromisses das eigentliche Ziel der Palästinenser die Errichtung eines eigenen Staates auf dem gesamten Territorium Israel ist; eines Staates, der praktisch bar seiner Juden wäre.

Als Ehud Barak Ministerpräsident war, traf ich ihn dreimal und wir sprachen jeweils sehr lang miteinander. Obwohl er selbst nicht recht daran glaubte, arbeitete er doch für einen Waffenstillstand und mehr noch, für einen Frieden. Er bot Gaza, einen großen Teil der Westbank und von Jerusalem. Er ging in die Offensive und beging dabei politischen Selbstmord, weil er den Weg fast ganz allein ging. Ich unterstützte ihn bis zum bitteren Ende. Ich erinnere mich, daß ich damals viele Artikel geschrieben habe, die für seine Arbeit Partei bezogen. Bill Clinton und auch andere realisierten, wie ernst es Barak mit einer Lösung war. Doch selbst Clinton war vorsichtiger als Barak und wollte nichts zugestehen ohne entsprechende Gegenleistungen der Palästinenser. Ich glaube, ich bin nicht der einzige gewesen, der aus Oslo gelernt hat.

Zu meinem Lernprozeß gehörte sicher auch die Enttäuschung über den palästinensischen Schriftsteller Emil Habibi. Wir waren sehr lange Jahre gute Freunde, ich kannte seine Familie und er die meine, wir besuchten uns oft zu Hause. Es war eine sehr tiefe Freundschaft, und das über vielleicht dreißig Jahre hinweg. Wir haben uns immer gegenseitig auf dem Laufenden gehalten, oft telefonierten wir selbst tief in der Nacht, und haben Pläne für die gemeinsame politische Arbeit gemacht, denn wir wollten uns beide für einen gerechten Frieden einsetzen. Doch dann, sehr spät, mußte ich herausfinden, daß nicht einmal mein Freund Emil aufrichtig zu mir war und mir nicht die ganze Wahrheit sagte.

Wir waren wieder einmal in Ramallah zusammen, um über eine gemeinsame politische Publikation zu sprechen. Er ging in den Nachbarraum und meinte, er müsse gerade mit dem Chef seiner Partei, der kommunistischen, reden, um den gemeinsamen Text abzustimmen. Nach einer Stunde kam er zurück und sagte, der Text wäre in Ordnung und wir könnten ihn so veröffentlichen. Später kam dann heraus, daß er in Wirklichkeit mit Arafat in Tunis telefoniert hatte. Arafat wollte den gemeinsamen Text als Testballon nutzen, wie man Israelis einbinden könne. Emil hat es mir nicht gesagt, er hat mich angelogen.

Später dann, Emil war sehr krank und lag beinahe schon im Sterben, da bat uns ein französischer Verleger, wir sollten ein gemeinsames Buch schreiben. Er sagte, ich als jüdischer Israeli solle über mein Leben und meine Erfahrungen mit

Arabern schreiben und Emil solle über seine Erlebnisse mit Juden berichten. Wir sollten uns fragen, was wir für persönliche Kontakte zur je anderen Seite hatten und wir sollten dies an unserer langen Freundschaft illustrieren. Emil und ich nahmen das Angebot an.

Emil hätte so viel Interessantes zu berichten gehabt. Man muß wissen, er war lange Jahre für die kommunistische Partei Abgeordneter in der Knesset. Während des Krieges versteckten ihn Juden. Überhaupt konnte er auf ein sehr interessantes, aktives und vielfältiges Leben mit Juden zurückblicken. Dann kam das Buch in Frankreich heraus. Man fragte mich, ob ich gelesen hätte, was Emil Habibi geschrieben hatte. Nein, hatte ich nicht. Ich kannte sein arabisches Original nicht, auf Englisch oder Hebräisch lag der Text nicht vor. Also half mir nun ein Freund mit der Übersetzung. Und ich erkannte Emil nicht wieder. Er schrieb die Erinnerungen eines nationalistischen Arabers. Er erwähnte nicht einen guten Juden, nicht einen Freund, nicht einmal mich - und das nach so langer Freundschaft. Bei ihm gab es nur israelische Soldaten, nur Unterdrückung und Militärregierung. Er hinterließ das Testament eines rechten Chauvinisten. Ich konnte es einfach nicht glauben. Dann besorgte ich mir die französische Übersetzung, da ich diese Sprache noch am besten selbst verstehe, doch ich fand wirklich kein gutes Wort über mich und meinesgleichen. Gar nichts.

Erst vor ein paar Tagen habe ich das Buch noch einmal in der Hand gehabt, und ich habe abermals festgestellt, wie unterschiedlich sein und mein Essay sind. Ich habe meine Regierung kritisiert, habe unser Handeln gegenüber den Arabern z.B. in den 40er Jahren kritisch betrachtet, habe über meine arabischen Freunde Gutes zu schreiben gewußt. Und ich habe, so wie es die Idee des Verlegers war, auch unsere gemeinsame Geschichte, die von Emil und mir, aufgezeichnet. Aber er hat in seinem Aufsatz nur immerfort erklärt, wie fürchterlich die Israelis wären.

[typoskript] Konnten Sie mit Habibi vor dessen Tod noch einmal darüber sprechen?

[Yoram Kaniuk] Nein. Emil starb, während das Buch sich gerade im Druck befand. Ich wußte noch nichts von seinem Essay. Schließlich wurde Habibi für seinen Text in Paris ausgezeichnet. Denken Sie, wer den Preis an seiner statt entgegengenommen hat? Suha Arafat. So schließt sich der Kreis.

Ich erlebte einige solcher Enttäuschungen. Und dann beginnt man sich zu fragen, ob dieser Mißbrauch selbst durch die besten Freunde auf arabischer Seite Methode hat.

Als Barak dann seine Arbeit tat, unterstützte ich ihn, trotzdem ich schon sehr skeptisch geworden war. Und ich verstand, daß den Arabern in Camp David unter der Vermittlung von Clinton das beste Angebot gemacht wurde, daß sie, realistisch betrachtet, jemals unterbreitet bekommen könnten. Ein solch weitreichendes Angebot wird es nie wieder geben, hat sogar der jordanische

Außenminister damals bekannt. Und Arafat war nicht im Geringsten bereit, über das Rückkehrrecht zu verhandeln oder seine Forderungen zu modifizieren. Da habe ich verstanden, daß das, was ich immer dachte, fühlte und was ich immer befürchtete, leider sehr richtig war: Es wird wohl nie eine Lösung des israelisch-arabischen Konfliktes geben.

Als ich im Mai 1930 geboren wurde, sagte ein britischer Offizieller, der aus Indien kam, um die Ausschreitungen von 1929 zu untersuchen, daß es niemals Frieden zwischen Arabern und Juden im Rahmen der »Balfour-Deklaration« geben würde. Und in dieser Deklaration stand nur, daß die Juden das Recht hätten, dort zu siedeln; von einem jüdischen Staat war noch überhaupt keine Rede. Ich habe mein ganzes Leben gebraucht, um das zu verstehen.

Mit Camp David also verstand ich, daß meine Illusionen falsch waren und ich veränderte mich. Daß heißt nicht, daß ich ganz auf die rechte Seite gewechselt bin. Aber ich glaube nicht mehr an richtige Lösungen. Heute unterstütze ich deshalb Sharon, oder ich versuche es zumindest. Es wird sicher keinen Frieden geben, aber Sharon versucht, die Situation für den Moment in den Griff zu bekommen. Vielleicht ist ein etwas länger andauernder Waffenstillstand zu erreichen. Und sehen Sie, in den letzten Wochen sind die Angriffe gegen Israel sehr zurückgegangen, im Moment bewegt sich etwas. Das Problem wird dadurch nicht dauerhaft gelöst werden, aber wir bekommen ein paar Monate oder vielleicht sogar ein paar Jahre Luft zum atmen.

Die Araber nennen das dann »Hudna«, und das ist ein Ausdruck, den schon Mohammed benutzte, als er gegen die vielen Stämme, besonders gegen die jüdischen Stämme, kämpfte. »Hudna« bedeutet, daß man den Kampf anhalten und vertagen kann. Das geht, bis man wieder die Kräfte gesammelt hat, die man benötigt. So ist es auch im Koran beschrieben. Was wir heute erleben, ist genau das: »Hudna«. Nichts mehr.

Ich sehe das als wirkliche Tragödie, für die es keine Lösung gibt. Sie können uns ins Meer treiben. Oder wir schicken sie in die Wüste, aber das würde nicht gehen. Und doch gibt es auf diesem schmalen Streifen Land keinen politischen Platz für zwei Nationen.

Arik Sharon hat das schon früh begriffen, in den 70er Jahren war das. Ich kannte ihn damals schon recht gut und wir sahen uns oft und stritten und diskutierten. Wir haben uns gekannt, weil Israel so klein ist und wir zusammen in der Armee gekämpft haben. Als damals die Jordanier den »Schwarzen September« gegen die Palästinenser verübten und so viele von ihnen töteten, da standen viele Israelis auf Seiten Jordaniens, aber nicht so Sharon. Er fragte damals die Palästinenser, ob man nicht zwei Staaten haben könnte, aber die Palästinenser wollten ihm nicht einmal in dieser Situation zuhören. Da verstand Sharon. Er ist schon ein interessanter Kerl, er ist sehr klug, und entgegen seinem Image auch sehr kultiviert.

Es gibt einige, die sich geändert haben. Vielleicht nicht Amos Oz. Solche wie er sind in Deutschland beliebt, weil sie immer sagen, daß beide Seiten irgendwie Recht haben und dann nicht erklären können, wie man aber gleichzeitig beiden

Seiten zur Durchsetzung ihrer Rechte verhelfen kann. Anders Benny Morris, der Kopf der sogenannten Neuen Historiker in Israel. Er war der Gott der Linken, auch in Europa. Nun sagt er, er glaube nicht mehr an einen echten Friedensprozeß. Und was redet man nun über ihn? Daß er nun kein so brillanter Historiker mehr sei. Aber Unsinn, er ist immer noch ein ausgezeichnete Wissenschaftler. Und er weiß nun auch, daß es im Nahen Osten keine Lösung geben wird. Ich frage mich, wenn die Situation eskaliert: Wo ist das Land, das bereit ist, 5 Millionen Juden aufzunehmen? Wo?

[typoskript] Haben Sie Angst vor dem, was kommen wird?

[Yoram Kaniuk] Es wird kein gutes Ende nehmen, aber ich Sorge mich nicht um mich, ich bin ein alter Mann. Aber ich habe Angst um meine Töchter und die werden auch Kinder haben. In letzter Zeit denke ich oft darüber nach.

Morgens gehe ich in ein Café zum Frühstück und sehe eine junge Frau mit einem kleinen Baby. In der Jahrhundertmitte wird das Kind 50 Jahre alt sein. Was für ein Leben wird das sein? Mein ganzes Leben war ich im Krieg, ausgenommen die zehn Jahre in Amerika. Ich bin im Krieg geboren worden, es gab den Zweiten Weltkrieg, ich trat mit 17 in die Armee ein.

In der Mitte meiner Jugend war ich in Amerika, weil ich mich aufgrund von Problemen mit den Beinen operieren lassen mußte. Ich war erst kurz in Paris, dann in New York. Man hatte mir geraten, nicht in ein israelisches Krankenhaus zu gehen, weil dort schon so viele Verwundete waren und alles überfüllt schien. Ich hatte ein Ticket für die Überfahrt und in Amerika kümmerten sich besonders viele Juden um mich, weil ich einer der ersten israelischen Soldaten in Amerika war. Ja, das waren zehn Jahre Frieden, Frieden für mich. Es war eine Zeit des Aufbruchs: Marlon Brando, James Dean und die anderen. Es war die Zeit des Neuanfangs für ein kleines Gebiet in Amerika, vielleicht das Village und ein Stück von Harlem, wo Schwule sich outen konnten und Schwarze und Weiße gemeinsam zu leben anfangen. Amerika war damals sehr wild. Nach soviel Krieg nun zehn Jahre eine tolle Party.

[typoskript] Ihr in diesen Tagen auf deutsch erschienener autobiographischer Roman »I did it my way«⁷ über Ihre Zeit im New York der 50er Jahre beginnt wie folgt: »Es war Krieg und ich wurde verwundet. Als ich zurückkehrte, war ich wie abgeschnitten von allem, sprach tagelang nicht und kritzelte auf Wände, denn ich hatte getötet, bevor ich ein Mädchen geküßt hatte.« Sie sind, nachdem Sie für das junge Israel in den Krieg gezogen waren, über Paris nach New York gegangen, führten dort das Leben eines Bohemien, eines Malers, Jazzliebhabers und Schriftstellers. War der Weg nach New York eine Art Flucht?

⁷ Yoram Kaniuk: »I did it my way«, Ullstein, Berlin 2002

[Yoram Kaniuk] Nein, nicht Flucht. Aber es wurde im Nachhinein betrachtet zu meiner Rettung. Wie gesagt, ich bin dorthin gefahren, um mich operieren zu lassen. Danach wollte ich zurück nach Israel. Es hat dann zehn Jahre gedauert, und das war wirklich wie eine Art sehr langer Urlaub. Ich bin in einer wirren Zeit im Nahen Osten großgeworden, ich gehöre zur Generation, die schon in jungen Jahren die jüdische Geschichte verändert hat. In Amerika war ich davon frei, ich konnte ein normaler junger Mann sein.

Außerdem mochten mich die Mädchen; ich sah natürlich viel besser aus als heute, ich war Maler, ich liebte Jazz. Da kommt eins zum anderen, und dann wurden es zehn Jahre. Vieles wirkt auf mich heute wie ein Traum, manches habe ich ganz hell vor mir und manches habe ich fast vollständig vergessen. Woran ich mich erinnern konnte, habe ich im Buch beschrieben.

Ich habe mich in Amerika sicher sehr verändert, und auch Amerika hat sich verändert. Die Kommerzialisierung der Kunst wurde immer offensichtlicher. Malerei hatte zunehmend etwas damit zu tun, wieviel davon in den Galerien erfolgreich war, Bücher wurden danach beurteilt, wie oft sie sich verkaufen ließen. Natürlich war das nichts Neues in Amerika, aber die Kommerzialisierung erfaßte auch uns selbst, die wir darauf vorher nichts gaben. Das Village, die Gegend in New York, in der wir alle lebten, wurde ganz anders, und als ich nach 10 Jahren ging, verließen viele den Stadtteil.

Anfangs war es sehr einfach, mit wenig auszukommen, mein Appartement kostete gerade 60 Dollar, Telefon, Bus und Metro kosteten ein paar Cent. Wir waren ziemlich arm, aber das war nicht so furchtbar, weil alle anderen um Dich herum auch arm waren und weil es Spaghetti mit Fleischbällchen für gerade einmal 20 Cent gab.

Und wir waren sehr simpel gestrickt. Wir wollten Blue Jeans tragen, aber das trugen damals nur Gefangene und Seemänner. Wir wollten sie trotzdem. Es gab in ganz New York nur zwei Läden, in denen sie verkauft wurden. Also habe ich mich aufgemacht, habe mir ein Paar gekauft, angezogen, um dann regungslos ein paar Stunden in einer Bushaltestelle herumzusitzen, weil ich mich kaum bewegen konnte. Aber jeder starrte mich an. Wir hatten damals eine Menge Spaß mit solchen Sachen.

Und Amerika entwickelte zu dieser Zeit gerade seine eigene moderne Kunst. Es emanzipierte sich von der europäischen Tradition. Die moderne Kunst wurde freier, abstrakter, die Farben wurden ausdrucksstärker. Und das Schreiben nahm sich das wirkliche Leben zum Gegenstand, man entdeckte die eigenen Autoren wieder, selbst Melville und Whitman wurden, nachdem sie schon fast vergessen waren, wieder en vogue. Dabei muß man wissen: Um ein amerikanischer Künstler zu sein, mußte man nicht Amerikaner sein. Und ein paar Jahre lang war auch ich ein amerikanischer Künstler.

Dann heiratete ich und meine Tochter wurde geboren, und außerdem, wie bereits erwähnt, änderte sich auch das Village sehr. Nun dachte ich, es wäre Zeit nach Hause zu gehen. Das habe ich nie bereut, und wenn ich heute nach New York

komme, dann ist das lange nicht mehr die Stadt, die ich kannte. Überhaupt kenne ich keine Stadt, die sich so schnell verändert. Mein New York ist ein halbes Jahrhundert alt.

[typoskript] Zunächst kosteten Sie in Paris und New York das Leben weidlich aus. Man kann auf den ersten zehn Seiten gut ein Duzend Damen zählen. In einem anderen Buch, »Verlangen«⁸, warnt jemand, Sexualität nicht mit Liebe zu verwechseln: »Sieh dir Gott an, er ist groß, riesig, kann alles erschaffen, er hat Flügel, den ganzen Kosmos, Engel, alles was Du willst, doch eines weiß er ganz genau: daß man grundsätzlich keine Menschen lieben sollte. Darin besteht seine Macht, nicht zu lieben.« Mit scheint, sie haben sich diese Warnung lange zu eigen gemacht. Erst bei der Begegnung mit Lee Becker, einer Tänzerin aus New York, die Sie später heirateten, entsteht eine andere, intimere Stimmung. Gilt die alte Warnung vor der Liebe noch immer?

[Yoram Kaniuk] Sehen Sie, ich bin seit etwa 45 Jahren verheiratet und ich liebe meine Frau sehr, und dennoch glaube ich nicht wirklich an die Liebe. So bin ich kein sehr treuer Ehemann gewesen.

Ich liebe meine Frau, weil sie mir Freiheit schenkt. Ich kann fünf Tage in die Wüste gehen, und wenn ich zurückkomme, fragt sie mich nicht ständig, was ich nur gemacht hätte. Sie ist ein sehr besonderer Mensch. Ich bin ein schwieriger Mann, besonders wenn man mit mir zusammenwohnt. Und irgendwie bekommt sie das hin.

Natürlich ist es wunderschön, verliebt zu sein, sagen wir, für zwei oder drei Tage, aber dann? Ich glaube, wirkliche Liebe macht dann sehr verwundbar... Es ist schwer für mich, über so etwas zu sprechen. Ich weiß dann oft kaum, was ich sagen soll. Wissen Sie, wenn ich schreibe, dann lasse ich mich gehen, das kann ich viel besser als reden. Es ist das Schreiben, daß mir Freude macht, da bin ich ein anderer Mensch.

Und meine beiden letzten Bücher wurden in Israel sehr gemocht, »Der letzte Berliner« von den ganz alten, und »I did it my way« war wieder ein Bestseller. Nun gut, das heißt in einem kleinen Land wie Israel nur 10 oder 15.000 Bücher, aber denken Sie nur, es sind die ganz jungen Leute, die mein neuestes Buch mögen. Das ist ein tolles Gefühl. Meine Gedanken sind in meinen Büchern, ich liebe es, Geschichten zu erzählen, aber über meine Bücher reden? Das ist problematisch für mich, es ist mir irgendwie peinlich.

[typoskript] Ihren neuesten Roman, »I did it my way«, kann man sich aus tausenden kleinen Splintern von Erinnerung zusammengesetzt vorstellen. Es gibt dort Momente, die so intensiv erscheinen, als wären sie gerade erst erlebt.

⁸ Yoram Kaniuk: »Verlangen«, List, Berlin 2001

Der Eindruck entsteht, als hätte ein 25jähriger notiert, was ihm gerade erst widerfuhr.

[Yoram Kaniuk] Das habe ich auch von meinen jungen Lesern gehört. Sie sind dann oft recht verwundert, wenn sie erfahren, was für ein alter Mann ich schon bin. Jemand schrieb über mich, ich sei der jüngste alte Schriftsteller.

Aber es ist kein Buch über das Verlangen nach einer anderen Zeit, sondern es ist nur die Erinnerung an eine Zeit, wie sie war oder wie ich sie erlebt habe. Es ist ein Buch über die Dinge, die sich eben so zugetragen haben. Und diese Dinge haben mich auf eine ganz bestimmte Art und Weise bewegt. Da habe ich gemerkt, daß ich genauso schreiben müßte: wie Jazz und ohne Erklärung. Und ich glaube auch, daß es der Jazz ist, den ich als Muster für mein Buch genommen habe, der diesem Buch diese Form gegeben hat.

[typoskript] Sie schreiben gerade heute ein Buch über Amerika, wo die entstehende europäische Identität sich in Gegnerschaft zu Amerika konstituiert. In »Adam Hundesohn« sehnt sich die Figur Miles Davies nach der imaginierten Traumstadt New York. Amerika war immer schon Wunsch, Fluchtpunkt und Utopie. Und nicht zuletzt für Sie war New York auch der Jazz. Ist es das auch noch heute, nach 50 Jahren? Was denken Sie über das Amerika im Jahre 2005, von dem sich Europa zunehmend abwendet?

[Yoram Kaniuk] Das ist schwer zu sagen, da ich das heutige Amerika wirklich kaum noch kenne. Aber ich denke, die Menschen selbst ändern sich nicht so schnell. Die Deutschen sind heute nicht so sehr viel anders als vor ein paar Dutzend Jahren, und auch die Amerikaner sind wohl im Kern die selben geblieben. Doch die Umstände haben sich sehr verändert.

Deshalb leben die Amerikaner seit dem 11. September mit dem Schock und der Angst. Denn was passierte, kann wieder passieren. Zehntausende wurden in den Camps der Al Quaida ausgebildet, sie können sich überall auf der Welt aufhalten und niemand weiß so recht, wer sie sind und wo sie sind. Die Amerikaner sind sich der Gefahr bewußt.

Nun ist Israel sehr klein, da kann man vor jedes Restaurant eine Wache stellen. Aber praktisch jedes öffentliche Haus in Amerika zu schützen, das ist einfach unmöglich. Man hat ihnen das Gefühl der Sicherheit genommen.

Und man darf auch nicht vergessen, daß Amerika nie ein richtig liberales Land war. Die Menschen dort haben kein Vertrauen. Sie sagen zwar: »In God we trust«, aber sie haben schon immer gewußt, Obacht zu geben. In dieser Beziehung ähneln sie ein wenig den Juden.

Und auf der anderen Seite haben die Amerikaner dennoch eine gewisse Naivität. So versuchen sie wirklich, den Arabern zu helfen, Demokratien aufzubauen. Sie stehen auf solche Heldentaten. Während Europa wie ein Museum ist, macht

Amerika immer noch Geschichte; während Europa ein alter, müder Mann ist, steckt Amerika noch in den Kinderschuhen. Frankreich zum Beispiel: Dort gibt es nur gute oder weniger gute Croissants. Aber Geschichte machen die doch schon lange nicht mehr. Die Amerikaner glauben immer noch, daß sie die Welt ändern können.

Wenn es darum geht, Entscheidungen zu treffen und etwas in Bewegung zu setzen, dann ist man in Amerika richtig. Sie nehmen sich Zeit, sie überstürzen nichts, wegen erwähnter Skepsis, dann aber wagen die Amerikaner etwas, und das, wegen erwähnter Naivität. Und wenn sie etwas erst einmal machen, dann kann sie niemand mehr stoppen.

Deutschland legte sich im 2. Weltkrieg mit Amerika an, das war Hitlers größter Fehler. Er konnte nicht ahnen, daß Amerika tausende Panzer, Flugzeuge und Schiffe produzieren würde, ja selbst die Atombombe bauen würden. Mit den Amerikanern sollte man keine Spielchen betreiben. Chirac mag ja in Frankreich ein ganz Großer sein und tolle Reden halten, aber ich würde ihm wirklich nicht raten, Bush allein in einer dunklen Ecke zu treffen.

[typoskript] Scheint hier noch einmal Ihre Vorstellung durch, daß Liberalismus als Idee gut sein mag, aber für die Politik im Alltag wenig taugt?

[Yoram Kaniuk] Ja, richtig. Amerika hat im Grundsatz eine konservative Politik, die liberalen Ideen verpflichtet ist. Konservativ heißt hierbei, nicht blindlings zu spielen und nicht zu versuchen, die Natur des Menschen zu ändern. Wenn es ums Überleben geht, kann man appellieren, daß alle sich ändern mögen. Im Angesicht der Bedrohungen und Gefahren wünschen wir uns das alle. Aber ich habe nicht den Eindruck, daß das Töten in den letzten 5 oder 6.000 Jahren weniger geworden ist. Wir ändern uns leider nicht.

Die Europäer schätzen auch die Gefahren anders ein. Obwohl: Die Nazis waren beispielsweise kaum eine Bedrohung für die Franzosen, denn sie hätten ihnen doch nie die Croissants weggenommen.

Nach alledem glaube ich, daß ein konservativer Realismus gar nicht schlecht ist.

[typoskript] Vom linken Idealismus zum konservativen Realismus: Im Streit um den Zionismus wird in Ihrem jüngsten Buch auch Rothschild zitiert, der einmal meinte, »daß ein jüdischer Staat nicht anders als jedes andere Ghetto sein würde, engstirnig, kleinbürgerlich, intolerant, illiberal, orthodox«. Heute würden viele Europäer Rothschild Recht geben. Doch was ist das Israel, in dem Sie heute leben, für Sie wirklich?

[Yoram Kaniuk] Was soll es sein? Nicht mehr als der Ort, an dem ich lebe, an dem ich sein möchte und an dem ich schon immer gern war. Was soll es

schon bedeuten: Israel wird nicht mehr lange existieren. Nein, ich glaube kaum, daß es Israel noch lange geben wird. Es kann nicht überleben. Aber solange es da ist, bin ich froh darum. Wissen Sie, egal was Ihnen jemals geschieht, Sie könnten immer wieder nach Berlin zurück. Aber wir Juden? Meine Frau ist Amerikanerin, das könnte mir persönlich dann helfen, ein amerikanisches Visum zu erhalten. Ich weiß nicht... Was diese Sache angeht, so befürchte ich manchmal, gar nichts zu wissen.

Transkription und Übersetzung: Rebekka Schroeder